

# Von den Griechen lernen heisst siegen lernen

Die defensive Militärstrategie Athens ist bis heute ein Vorbild für Demokratien in der Kriegsführung

Vor zweieinhalb Jahrtausenden siegte bei Marathon zum ersten Mal in der Weltgeschichte eine Demokratie über eine Despotie. Athens defensive Strategie wurde zum Beispiel für das Verhalten des Westens im Krieg.

Thomas Speckmann

Als Vorbild scheint Griechenland derzeit kaum vorstellbar: praktisch pleite, am Tropf seiner Gläubiger, abhängig vom Wohlwollen der Europäischen Union und des Internationalen Währungsfonds. Und doch gilt Griechenland nicht nur als die Wiege der europäischen Kultur. Bereits die antiken Athener begründeten eine aussenpolitische Tradition des demokratischen Europa, die bis in die Gegenwart reicht: sich möglichst nicht in militärische Abenteuer in Übersee zu stürzen, sondern die eigene Sicherheit mit einer defensiven Strategie zu gewährleisten.

## Fatale Fehleinschätzung

Dabei begann diese Geschichte zunächst mit einem schweren Fehler: Griechenlands Triumph über die Perser vor zweieinhalb Jahrtausenden ging ein Desaster voraus, das aus der Perspektive des 21. Jahrhunderts als Déjà-vu westlicher Militärinterventionen erscheint und verständlich werden lässt, warum die Nato um jeden Preis vermeiden wollte, mit eigenen Bodentruppen in den libyschen Bürgerkrieg einzugreifen: Im Jahr 500 v. Chr. beschlossen die ionischen Städte in Kleinasien, vom Perserreich abzufallen. Sie baten die Griechen um Beistand. Doch Sparta lehnte es ab, auch nur einen einzigen Hopliten nach Übersee zu entsenden, um den Aufstand der Ionier zu unterstützen.

Anders in Athen: Kluge Köpfe unter den Athener Aristokraten, die vor der weit überlegenen persischen Macht auf der Hut waren und Erfahrung in Realpolitik hatten, hörten zwar die Kriegstreiber mit Entsetzen. Aber sie hatten nicht mehr das Sagen in der Volksversammlung. Das athenische Volk brannte darauf, die verwandten Griechenstädte jenseits des Meeres bei ihrem militärischen Abenteuer zu unterstützen. Berauscht von der Aussicht auf reiche Beute, stimmte es begeistert dafür, eine Flotte zu entsenden, die sich dem Angriff auf Persien anschliessen sollte. Athen blieb die einzige wichtige Stadt in ganz Griechenland, die dem ionischen Ruf zu den Waffen folgte. Doch veranlasste dieser ernüchternde Umstand die Athener keineswegs, nochmals über ihre Entscheidung nachzudenken.

Der Münchner Althistoriker Christian Meier weist in seinen Studien zu den Perserkriegen darauf hin, dass die Griechen bis zu diesem Zeitpunkt nie direkt gegen die Perser gekämpft hatten – mit fatalen Folgen für den Ionischen Aufstand. Gewohnt, dass Kriege in einer einzigen Schlacht entschieden wurden, glaubten sie, lediglich Tapfer-



Das Gemälde aus dem Jahr 1889 zeigt die siegreichen Griechen gegen die Perser in der Schlacht bei Marathon.

BPK

keit gegen Tapferkeit, Rüstung gegen Rüstung abwägen zu müssen, und fühlten sich dem Perserreich überlegen.

Im Frühjahr 498 v. Chr. entsandte Athen die erste Angriffsflotte in der Geschichte der Demokratie. Nach Wochen sickerten die ersten Nachrichten durch: Die Soldaten der Demokratie hätten einen ruhmreichen Erfolg errungen. Nach den Analysen des britischen Historikers Tom Holland war die Mission in Wahrheit mitnichten erfüllt. Die Perser hatten sich in Sardes verschanzt. Die Athener waren kläglich darin gescheitert, die Mauern zu stürmen. Auf dem Rückzug zum Meer wurden sie von der persischen Reiterei attackiert.

Als «leicht zu besiegen» hatte die ionische Propaganda die Perser beschrieben. Jetzt bekamen die Athener die Realität zu spüren, als ihre Kolonne unter dem Hagel der persischen Pfeile erlahmte. Die griechische Schlachtreihe begann aufzubrechen. Die überlebenden Athener flohen. Am Ende des Tages stand eine Niederlage im ersten Angriffskrieg einer Demokratie gegen eine Autokratie. Athens Volksversammlung lehnte fortan jedes weitere Hilfsgesuch ab, so verzweifelt die Anfragen auch waren. In der Folge wurde Milet von den Persern vollkommen zerstört, die Überlebenden wurden deportiert.

Militärisch war die athenische Interventionsstreitmacht zwar nicht besonders ins Gewicht gefallen. Politisch reichte ihre Entsendung aber aus, um den persischen König Dareios zu veranlassen, nach der Niederschlagung der Rebellion nicht nur die Ionier, sondern auch ihre Alliierten bestrafen zu wollen. Die Perserkriege gegen das

griechische Festland waren die Konsequenz. Die Perser landeten fünfzig Kilometer nördlich von Athen und zogen mit einem Teil ihrer Streitmacht entlang der Küste nach Süden. Damit bedrohten sie Athen direkt. In der Nähe der Stadt Marathon trafen die gegnerischen Truppen aufeinander. Die darauf folgenden Ereignisse werden auf die Monate August und September des Jahres 490 v. Chr. datiert.

Das griechische Heer stand mit dem Rücken zu Athen, die Perser zum Meer. Anfangs wagten die Athener keine Feldschlacht. Sie wollten die Verstärkung durch die Spartaner abwarten, entschlossen sich dann aber doch zum Angriff. Ihren schwerbewaffneten Hopliten gelang es, die Perser einzukesseln. Athen entschied die Schlacht für sich. Zwar sollen die Perser noch versucht haben, die Niederlage zu Lande durch einen Angriff von See her auf Athen wettzumachen. Aber das athenische Heer erkannte die Gefahr und kehrte im Eilmarsch nach Hause zurück, um die Stadt zu schützen. Die Perser gaben auf und segelten Richtung Heimat.

## Triumph der Mässigung

Zehn Jahre nach Marathon sollte Xerxes als Nachfolger von Dareios eine zweite Invasion starten. Doch wieder behielten die Griechen die Oberhand. Die Schlachten bei Salamis sowie bei Plataiai und Mykale beendeten den persischen Traum von der Eroberung Griechenlands. Nun, nachdem sich die Athener aus Angreifern in Übersee zu Verteidigern ihrer Heimat gewandelt hatten, war es ihnen gelungen, die Perser zu

besiegen und selbst zur antiken Supermacht aufzusteigen – ein für Griechenland doch noch glückliches Ende, das der Anfang des heutigen Europa war.

So wurde die Geschichte der Perserkriege zu einem der Gründungsmythen der europäischen Zivilisation und diente als Urbild des Triumphes der Freiheit über die Sklaverei und der harten Disziplin der Bürger über den unduldsamen Despotismus. Zahlreiche Denker der Reformationszeit sollten die griechische Defensivstrategie in den Perserkriegen zu einem Musterbeispiel abendländischer Tugenden und Werte erklären – im Gegensatz zu den offensiven Kreuzzügen des Mittelalters. Es schien am Ende rechtschaffener, sich zu verteidigen als anzugreifen, und besser, für die Freiheit zu kämpfen als im Namen eines religiösen Fanatismus.

Diesem griechischen Vorbild sind die Demokratien des Westens in ihrer Militärgeschichte weitgehend treu geblieben. Taten sie es nicht, bereuten sie es meist später. Frankreich und Grossbritannien haben diese Erfahrung mit ihrer politisch gescheiterten Militärintervention in der Suezkrise 1956 machen müssen. Paris und London verloren endgültig ihre Weltmachtstellung. Wie heute die amerikanischen und europäischen Ökonomien und Währungen in der Wirtschaftskrise gerieten damals die britische Wirtschaft und das Pfund unter Druck, verbunden mit einem Ansehensverlust nicht zuletzt in der Dritten Welt, wo von nun an vor allem die Reste der britischen und französischen Kolonialreiche ihre Unabhängigkeit anstrebten.

Angesichts des inneren Zerfalls der amerikanischen Armee im Offensiv-

krieg in Vietnam und beunruhigt durch die Kluft, die zwischen Militär und Gesellschaft entstanden war, notiert der ehemalige amerikanische Generalstabschef und Aussenminister Colin Powell in seinen Erinnerungen: «Clausewitz' wichtigste Lehre für Militärs war, dass der Soldat, bei allem Patriotismus, Mut und Können, lediglich ein Element einer Troika ist. Wenn nicht alle drei Pferde mitziehen, Militär, Regierung und Volk, muss das Unternehmen scheitern.» Denn insbesondere für Demokratien ist der Krieg an der Front immer zugleich ein Krieg an der Heimatfront. Der politische Rückhalt in der Bevölkerung ist für sie eine mindestens so kriegsentscheidende Ressource wie der Nachschub an Waffen und Munition.

Dies lehren nicht zuletzt die Nato-Operationen ausserhalb des Bündnisgebietes. Schon vor dem Krieg in Afghanistan zeigte sich in Kosovo 1999, dass Demokratien allenfalls bereit sind, hohe Opfer unter ihren Soldaten zu akzeptieren, wenn es um die Verteidigung der eigenen Heimat geht. Eine Bodenoffensive gegen die serbischen Streitkräfte wurde daher abgelehnt. Lediglich Luftangriffe mit einem geringen Risiko eigener Verluste waren mehrheitsfähig – wie im Fall Libyens.

## Wie einst bei Marathon

In diesem Sinne dürfte es auch kein historischer Zufall sein, dass die Amerikaner ihre Verteidigungskriege wie den Ersten und den Zweiten Weltkrieg und auch den Koreakrieg immer noch als «gute» Kriege in kollektiver Erinnerung haben, offensive Feldzüge wie in Vietnam, im Irak und in Afghanistan hingegen zunehmend als «schlechte» Kriege betrachten. Und nicht zufällig findet sich bereits in Thukydides' Geschichte des Peloponnesischen Krieges der Gedanke des vorbeugenden Schlages gegen einen mächtiger werdenden Feind nicht bei den demokratischen Athenern, sondern bei den autokratischen Spartanern. Zwar siegte Sparta in diesem Krieg. Seine Herrschaft über die athenische Welt aber hatte keine prägende Wirkung. Sie erzielte vielmehr der vordergründige Verlierer: Nicht Sparta, sondern Athen hat mit seinen Ideen die Welt erobert und geprägt.

Es scheint, als hätte der Westen bereits entschieden, in wessen antike Fussstapfen er in Zukunft wieder treten will: Die Nato hat im Jahr 2010 eine Sicherheitsstrategie beschlossen, die sich auf das alte Kerngeschäft des Nordatlantikpakts zurückbesinnt: den defensiven Schutz der Bündnispartner auf dem Bündnisgebiet. Grossangelegte «nation building»-Expeditionen in ferne Weltregionen, vor denen Washington und Brüssel bereits im Fall Libyens zurückschreckten, sind nicht mehr populär. Die Stärke des demokratischen Westens liegt in der Defensive – wie vor zweieinhalb Jahrtausenden bei Marathon.

Thomas Speckmann lehrt am Institut für Politische Wissenschaft und Soziologie der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn.